Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 31

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Schluss]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641961

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Augustfeuer

Von Martin Schmid

Auf nun, vollendet, den Holzstoß geschichtet, Gläubig den Blick zu den Sternen gerichtet, Flackre hell, lodre, du fündender Brand! Rings auf den Höhen beginnt es zu zünden, Feier des betenden Bolkes verkünden Eherne Glocken schon singend durchs Land.

Segne, o Herr, du die flammenden Zeichen, Laß allen Neides Gespenster entweichen, Rein sei die seuerentzündende Hand! Du bist im Licht und Sturm uns begegnet, Du hast uns Quelle und Saaten gesegnet, Dein Name, Herr, sei in Demut genannt.

Auf denn, vollendet und tretet zusammen, Was da verweslich, das werft in die Flammen! Und aus den Feuern steige der Geist! Dank sein den Schatten versunkener Ahnen, Leis durch die Lüste vernimmst du ihr Mahnen: Tat nur ist Leben, das Leben verheißt!

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich erwiderte nichts. Als ich später auch Milica von der Aussichtslosigseit weiterer Nachsorschungen sprach, schien sie die Nachricht nicht tragisch zu nehmen.

Radricht nicht tragisch zu nehmen.
"Schade", meinte sie. "Der Maharadscha bekommt somit seine Schätze nicht zurück, die Versicherungsgesellschaft versiert eine Million und wir versieren zwanzigtausend Pfund. Schade,

denn wir hätten sie gebrauchen können." Damit schien das Thema für Milica erledigt.

Eigentlich zu meinem Erstaunen. Denn Milica war eine schöne Frau; noch dazu eine, die den Wert des Geldes kannte. — Ich brachte es nicht über mich, noch an diesem Nachmittage

über meine bevorstehende Abreise zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich bereits in den frühen Morgenstunden von Milica angerusen. Sie bat mich, sofort nach Antibes zu kommen. Auf meine besorgte Frage, ob sich etwas Unansenehmes ergeben hätte, erwiderte sie heiter, daß dies nicht der Fall sei. Sie hätte bloß von ihrem Rechtsanwalt aus Amerika Nachricht erhalten.

In Antibes angelangt, erfuhr ich, daß in der Erbschaftsangelegenheit eine günstige Wendung eingetreten sei. Es bestand die berechtigte Hoffnung, daß sich Wilica mit Lawrence's Lochter und deren Mann auf gütigem Wege werde einigen können. Dazu war jedoch Wilicas persönliche Anwesenheit in Amerika unbedinat erforderlich.

"Wir müffen uns also trennen Milica . . . " sagte ich.

Statt einer Antwort nahm sie mein Gesicht zwischen ihre beiden Hände, und mit einer warmen Stimme, die ich seit langem nicht mehr gehört hatte, sagte sie: "Hardy, ich werde ieden Augenblick an Dich denken!" Und in einer spontanen Aufwallung: "Komm, begleite mich nach Amerika . . .!"

Das war natürlich nicht ernst gemeint. Und — selbst wenn ich das Geld für die Uebersahrt besessen hätte, hätte ich es nicht getan. Ich wußte, Milica war mir verloren, ebenso, wie ich ibr entsremdet war.

Deshalb blieb ich auch ganz ruhig, als Milica später wie nebenbei bemerkte:

"Uebrigens werde ich auf der Reise Gesellschaft haben. Lowell fährt ebenfalls mit dem nächsten Dampser nach New Vork."

"Ich wünsche Euch beiden viel Glück", sagte ich leise.

29. Rapitel.

Nun war ich wieder in Berlin.

Ich hatte mein altes Zimmer bezogen. Obschon ich nur wenige Tage darin gehaust hatte, war es mir irgendwie verstraut geworden. Die verblichenen Tapeten, das knarrende, doch bequeme Bett, der tiese Lederstuhl und selbst der große gelbe Fleck an der Zimmerdecke muteten mich heimisch an. Im Büscherregal stand noch der Gedichtband von Mörike und darin besand sich unversehrt der Fünshundertmarkschein.

Ich hatte das von Bolton erhaltene Geld von der Bank geholt und mit einer knappen Erklärung dem Generalkonsul der Bereinigten Staaten übersandt. Ich glaubte, mit dieser Handlung die Affäre Bolton liquidiert zu haben.

Marianne befand sich noch in Frankreich. Ende Juli werde sie nach Berlin kommen, schrieb sie.

Bon Milica erhielt ich nur spärliche Nachrichten. In der Erbschaftsangelegenheit schienen neue unerwartete Schwierigsteiten eingetreten zu sein. Der Optimismus von Milicas Rechtsanwalt war anscheinend nicht ganz berechtigt gewesen.

Obschon ich mit wirtschaftlichen Sorgen kämpste — ich hatte es nicht über mich gebracht, den Fünshundertmarkschein anzubrechen — war ich frohen Mutes. Nicht zuleht, weil sich eine unerwartete Hoffnung für die Heilung meines rechten Armes ergab.

Ein ehemaliger Kollege hatte mich an einen ihm bekannten Arzt gewiesen. Ich gestehe, als ich den Chirurgen zum ersten Wale aufsuchte, empsand ich nur geringes Vertrauen zu ihm. Ich sand, daß er zu gut aussah und daß sein Sprechraum zu elegant war. Der Wensch ist an herkömmliche Anschauungen lächerlich gebunden. Ein Arzt hat sonach "seriös" und nicht wie ein amerikanischer Filmschauspieler auszusehen.

Alber der junge und elegante Doktor verstand sein Handwerk. Nach einem kleinen chirurgischen Eingriff und nach zwei Wochen Behandlung zeigten sich bereits verblüffende Ersolge.

Der Juli ging schon zu Ende, als ich nach längerem Schweisgen von Milica einen Brief erhielt. Das Schreiben gefiel mir nicht. Etwas befremdete mich daran. Ich versuchte mir einzureden, daß Milicas Zersahrenheit, die ich aus ihrem Briefe deutlich herauszulesen wähnte, nur von den Widrigkeiten des Erbschaftsprozesses herrühre.

Unruhig durchwanderte ich die regennassen Straßen. Bor einem großen Hotel stieß ich mit einem unbekannten Herrn zusammen, der gerade im Begriffe war, eine Autotage zu besteigen. Wir entschuldigten uns gleichzeitig.

Ich horchte auf und sah dem schlanken dunkelhaarigen Manne nach. In der Taxe wartete eine Dame auf ihn. She er einstieg, sprach er saut einige italienische Worte zu ihr.

In diesem Augenblick erwachte in mir zum Bewußtsein ein Satz, den ich vor Wochen vernommen hatte. Es war in dem Sanatoriumszimmer von Antibes. Frau Negri hatte damals gesagt: "Williams — er hieß ursprünglich Guilesmo — war Italiener!"

Der Umstand, daß ich im selben Augenblick Milica in Begleitung von Jack Lowell erblickt hatte, war schuld daran, daß ich die Bedeutung des Gehörten gar nicht erfaßte. Es war, als hätte ich irgendein Zettelchen mechanisch aufgelesen, ohne von dem darauf Geschriebenen Kenntnis zu nehmen

Aleine Ursachen — große Wirtungen. Die wenigen italienisschen Worte, die ich soeben vernommen hatte, bewirtten, daß Frau Negris Worte aus dem Unterbewußtsein zur Oberfläche stiegen.

Eine verblüffende Schluffolgerung ergab fich.

Wenn Williams Italiener war und — wie seine Briefe an Frau Negri deutlich bewiesen — die italienische Sprache bevorzugte, dann — wußte ich, wo sich im Augenblick die Schätze des Maharadschas befanden.

In München!

In München, das auf italienisch ebenfalls Monaco hieß.

Es unterstand feinem Zweisel, daß sich Williams mit Frau Negri in seiner Muttersprache unterhalten hatte. Frau Negri hörte das Wort Monaco und hielt es aus seicht verständlichen Gründen für das Monaco an der Riviera, das in sämtlichen Sprachen der Welt ähnlich heißt. Die Erfenntnis kam so überzraschend, daß ich keinen Augenblick zauderte, sosort nach Münzchen zu reisen. Ich glaube, in mir saß unbewußt der Wunsch, Milica zu helsen.

Mein Geld reichte gerade für eine Fahrkarte dritter Klasse bis nach München.

Während der langen Fahrt wurde ich ein wenig ernücktert. Was konnte ich in München ohne Geld anfangen? Wie vermochte ich in einer ähnlich großen Stadt den Mann, der Williams' Roffer in Ausbewahrung hatte, auszuforschen? Ich wußte doch nur, daß er ein ehemaliger Schiffsoffizier war.

In München angelangt, tat ich das Klügste, was ich tun konnte. Ich begab mich schnurstracks zum Polizeipräsidium.

Meine Geschichte wurde zunächst mit einiger Stepsis angehört. Doch allmählich gewann der Kriminalkommissar, an den ich gewiesen wurde, die Ueberzeugung, daß mein Bericht ernst zu nehmen war. Er versprach, die nötigen Nachsorschungen sofort einzuleiten.

Vom Polizeipräfidium ging ich zu einem mir bekannten Barietédirektor. Er war liebenswürdiger Weise sosort bereit, mir etwas Geld zu borgen.

Mein nächster Weg führte zum Postamt. Ich kabelte Milica, daß große Aussicht bestände, die Juwelen zu finden; ich wollte ihr die gute Nachricht keinen Augenblick vorenthalten.

Noch am felben Abend reifte ich von München ab.

Ucht Tage später ersuhr ich, daß der dem Maharadscha von J. geraubte Schat in München bei einem ehemaligen Handelskapitän entdeckt wurde. Der Mann — er hieß Ohser hatte Williams, den er unter seinem ursprünglichen Namen Guilelmo kannte, vor vielen Jahren auf einer Ozeanreise kennengelernt. Williams hatte damals dem Kapitän irgendeinen Dienst erwiesen, den dieser nicht vergessen hatte.

Räpitän Ohser begegnete vor ungefähr drei Monaten Billiams in einem Münchener Casé. Er erkannte ihn nicht, aber Billiams sprach ihn an. Ohser war von der Begegnung hocherfreut und lud Billiams zu sich ein. Wie dieser dann auf den Gedanken kam, den Rosser mit den Juwelen Kapitän Ohser zur Ausbewahrung zu geben, ließ sich natürlich nicht mehr ergründen. Wahrscheinlich hatte Williams da bereits gemerkt, daß man ihm auf den Fersen war. Als schlauer Mann wußte er, daß jene Verstecke die besten sind — die überhaupt keine Verstecke sind. Er versprach Ohser, den Kosser in einigen Tagen wieder abzuholen . . .

Kapitän Ohser machte sich weiter keine Gedanken darüber, daß Williams diesen Termin nicht einhielt. Er war überzeugt, Williams würde sich eines Tages schon melden. Als die Kriminalbeamten den ihm zur Ausbewahrung übergebenen Kosser in seiner Gegenwart öffneten, wollte der alte Mann seinen Augen gar nicht trauen. Aber auch den Beamten entrang sich ein Ruf der Bewunderung vor der unerwarteten Pracht der funkelnden Schäße. ———

Am übernächsten Tag, es war der 3. August, — auch dieses Datum werde ich nie vergessen —, stand ich zeitig auf. Marianne sollte mit dem Frühzug aus Frankreich eintressen. Ich saß bereits beim Frühstück, als ich das kleine dumpse Volkern vernahm, das verriet, daß der Postbote durch den Türschlitz Briese hereinwarf.

Ich sprang auf und eilte zur Wohnungstür. Drei Briefe lagen auf der Diele. Sie waren sämtlich für mich.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück, nahm den Kaffeelöffel— ich erinnere mich noch der kleinsten Einzelheit— setzte mich in den Klubsessel und öffnete mit dem Löffel den ersten Brief. Es war ein belangloses Schreiben. In einer der vielen Kliniken, die ich mit meinem kranken Arm aufgesucht hatte, war ein Koffer von mir zurückgeblieben. Die Leute fragten an, was mit ihm geschehen sollte.

Der zweite Brief kam von einer der größten englischen Bersicherungsgesellschaften. Es wurde mir mitgeteilt, daß in "Anerkennung meiner Berdienste und Bemühungen um die Wiederherbeischaffung der Juwelen des Maharadschas von J." die ausgesetzte Belohnung in Höhe von zwanzigtausend Pfund mir zugesprochen wurde . . .

Es ift ein sonderbares Gefühl, wenn ein Mensch plöglich erfährt, daß er Besitzer einer riesigen Summe geworden ist Zwanzigtausend Pfund! Das war viel mehr, als ich einst besessen hatte.

Noch ganz vom Glücksrausch erfüllt, greife ich nach dem letzten Schreiben. Ich hatte es mit Absicht für den Schluß ausbewahrt. Nun war ich erst recht überzeugt, daß der Brief eine gute Nachricht enthielt. Geseh der Serie!

Ich entfaltete das Schreiben. Es bestand aus nur wenigen Zeilen. Milica schrieb mir:

"Eberhard, ich liebe Dich — aber ich liebe Dich nicht genug, um Dich zu heiraten. Ich schreibe es Dir heute, ehe noch mein Brozeß entschieden ist. Sonst könntest Du noch glauben, daß mein Entschluß von dem Gelde diktiert wurde. — Sollte es Dir gelingen, die Juwelen zu finden, so gehört die Belohnung Dir. Das ist nur selbstverständlich. Keiner hat sich um ihre Aufsindung mehr bemüht als Du — und keinem haben sie mehr Scherereien gebracht als Dir. Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen. Selbst wenn der Prozeß für mich ungünstig enden sollte, meine und meiner Mutter Zukunst sind gesichert. Lowell und ich — Du hast es sowieso erraten — wollen heiraten. Nun ist es heraus . . . Hardy, Liebling, lebe wohl! Milica."

Ein glückhaftes Schreiben? Nein — das war es wohl nicht. Aber das mit Milica — das war für mich längst überwunden. Bor acht Wochen hätte mich dieser Brief zum unglücklichsten Menschen gemacht. Heute konnte ich nur eines denken: In einer Stunde kommt ja Marianne! Du liebe Marianne!

Unterwegs zum Bahnhof empfand ich ein wunderbares Gefühl der Erleichterung. Es war, als ob ich eine schwere Operation überstanden hätte.

Marianne! Als ich fie aus dem Zuge steigen sah, überflutete mich eine nie gefühlte Zärtlichkeit. Wie gut sie in ihrem eleganten Keisekleid aussah. Ich sagte es ihr.

Wir standen noch auf dem Bahnsteig und hielten uns die Hände.

"Auch Du fiehst gut aus, Eberhardt — und trohdem, du gefällst mir nicht . . ."

Sie musterte mich mit ihren hellen, klaren Augen. Und plöglich erriet sie alles. Alles! Hellseher und Meisterdetektive, ihr könnt euch verstecken! Welcher von euch hat den Scharsblick den eine liebende Frau besitzt?! Aber liebte mich denn Marianne?

Nie hatte Marianne auch nur mit einem Wort Wilica erwähnt. Obwohl sie zweifellos gesehen hatte, wie es um mich stand. Auch jetzt sagte sie bloß:

"Komm, Eberhardt, wir wollen gehen!"

Aber ihr Blick, der mich umfing, sagte mir mehr als jedes Trostwort.

"Eberhardt, Dein Urm!"

Sie hatte gesehen, wie ich mit meiner Rechten mühelos einen Koffer ergriff. Ihr Blick strahlte vor Freude.

"Ja, mein Arm ist bald wieder gesund!"

Dann saßen wir in einer Autodroschke. Wortlos. Marianne streichelte meine Hand.

"Tut es sehr weh?" fragte sie leise.

"Es hat weh getan, jett ift es vorbei."

"Du haft jest wieder deinen Beruf Eberhard . . .!"

Ich sah sie an. Und plöglich wußte ich, warum ich das Gefühl der Erleichterung empfand. Ich drückte es in Worten aus. "Und ich habe Dich, Marianne . . .!"

"Mich . . . mich hattest Du immer, Eberhard!" sagte sie schlicht.

"Liebe Marianne . . .!" stammelte ich.